

Nico Keller (Q12): Aus den Überlegungen eines Taugenichts

Es ist ein warmer Tag. Ich liege im Garten, meine Glieder entspannt auf dem Rasen ausgestreckt, und lausche den Klängen des Sommers. Dem Gesang der Meisen, dem Rauschen der saftig grünen Blätter, die sich leicht in der Abendbrise wiegen, dem Fließen des Bächleins in der Hecke. Während unser Grundstück in das letzte Rot des Tages getaucht wird, kann ich immer noch entfernt den Duft frischgemähten Grases wahrnehmen, der sich zu verflüchtigen beginnt. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich schon so hier verweile, als langsam die ersten Sterne den Nachthimmel durchbrechen. Ich merke, wie es etwas kälter wird, doch der Boden ist noch von der Nachmittagssonne erhitzt und hält mich warm. Ich spüre wie der Rasen meine Haut kitzelt, tue nichts und lasse meine Gedanken schweifen. Nichtstun. Faulenzen. Müßiggang. Von den einen verpönt, von den anderen zum höchsten Ziel des Lebens erklärt, von den meisten, ohne groß darüber nachzudenken, einfach nur hingegenommen. Was bedeutet Nichtstun eigentlich für mich?

Zum einen denke ich beim Nichtstun unwillkürlich an Scham. Wenn ich abends auf der Couch liege und erkenne, dass sich meine 500 Schritte an diesem Tag zwischen Bett, Kühlschrank, PC und Sofa abgespielt haben, schäme ich mich. Schäme mich vor meinen Eltern, die den ganzen Tag gearbeitet haben und den Haushalt schmeißen. Schäme mich vor meinen Freunden, die wieder eine Seite ihrer Seminararbeit zu Papier gebracht haben. Ja, ich schäme mich sogar vor mir selbst, der ich doch am besten weiß, was eigentlich alles zu tun wäre. Stattdessen flüchte ich mich in den Sumpf aus Netflix und Videospiele, um nicht an mein schlechtes Gewissen denken zu müssen. Wie im Rausch jage ich einer Ablenkung nach der anderen hinterher. Wieso? Aus Angst. Angst etwas zu verpassen, nicht up-to-date zu sein, etwas nicht mitzuerleben. Mit jeder beendeten Serie kommen drei neue auf die Liste, genau wie mit Büchern, Videospiele, Filmen. Ich fürchte mich vor den nie erklingenden Lachern, den unvergossenen Tränen, den nicht erlebten Geschichten. Woher das kommt?

Ganz einfach. Wir leben in einer Leistungsgesellschaft. Alles muss einen Mehrwert haben, „sinnvoll“ sein, Nutzen bringen und das Ganze bitte möglichst effizient. Das gilt nicht nur fürs Arbeiten, sondern auch für die Erholung. Die Kur nur für die Nerven, damit man sich nach dem Burn-Out möglichst schnell wieder abrackern kann, der Familienurlaub, um das Bild eines erfüllten Lebens nach außen zu tragen. Wer um des Nichtstuns Willen wegen nichts tut, wird schräg angeschaut und als faul abgestempelt. Doch entsteht die Abneigung gegenüber dem Nichtstun wirklich nur aus der Angst Zeit zu verschwenden, nicht produktiv zu sein? Vielleicht steckt auch mehr dahinter.

Wenn ich nichts tue, denke ich nach. Lasse meine Gedanken kreisen, jage meinen Hirngespinsten hinter her, beginne zu träumen. Zu hinterfragen. Mich selbst, meine Entscheidungen, mein Leben, ja sogar Gott und die Welt. Das kann beängstigend sein. In einer Zeit, in der alles immer schneller, immer oberflächlicher wird, sind solche Gedanken ungewohnt. Vielleicht erfahre ich etwas über mich selbst, was ich mir nie eingestehen konnte, so verzweifelt nicht wahr haben wollte, oder grabe eine Erinnerung aus, die am besten in den Tiefen meines Unterbewusstseins versunken geblieben wäre.

Dennoch darf ich mich davor nicht fürchten. Wenn ich als Mensch wachsen will, muss ich über mich selbst nachdenken. Über Erfolge und Rückschläge. Über Träume und Fehler. Über Prioritäten und Laster. Und dazu dient der Müßiggang. Der Reflexion und der geistigen Wiedergeburt, wenn man so will. Aus der Asche meiner vergangenen Erfahrungen steigen wie ein Phönix neue Ideen hervor. Am kreativsten bin ich schließlich immer noch unter der Dusche. Es ist wohl kein Zufall, dass die Muße klanglich an die griechischen Schutzgöttinnen der Künste, die Musen, oder eine inspirierende Person, die Muse erinnert. Wenn ich nichts tue, habe ich Zeit kreativ zu sein.

Außerdem ist der Müßiggang essenziell für die Gesundheit. In einer Welt, in der alles schneller, alles produktiver, alles effizienter werden muss, kann der menschliche Körper einfach nicht mehr mit dem

ständigen Leistungsdruck mithalten. Das habe ich selbst erkennen müssen, als mein Vater, der morgens um halb 6 das Haus verließ, abends um halb 8 nach Hause kam und dann noch mal bis 2 Uhr nachts am Laptop saß, nur um dann auf der Couch einzuschlafen, mit 45 seine ersten 2 Stents gesetzt bekommen hat und haarscharf an einem Herzinfarkt vorbeirauschte. Mal ganz nebenbei: Jeder dritte Deutsche gibt an, häufig gestresst zu sein.

Was also tun? Sollen wir einfach alles hinschmeißen, unsere Jobs kündigen und gedankenverloren in die weite Welt hinausziehen, immer der Nase nach und ohne einen Gedanken ans Morgen zu verschwenden? Schließlich war der wandernde Tu-Nicht-Gut schon in der Romantik das Ideal und letztendlich hat er auch sein Happy End bekommen.

Wohl besser nicht. Dass das Ganze nicht tragbar ist, haben nachfolgende Literaturepochen schon zur Genüge bewiesen. Das heißt natürlich nicht, dass wir uns wie besessen in die Arbeit stürzen sollen. Schließlich wird es Zeit, das Image des Nichtstuns wieder aufzupolieren. Seid faul. Seid müßig. Seid träumerisch. Lasst eure Seele baumeln und jagt euren Hirngespinnsten hinterher. Legt euch an einem Sommerabend auf den Rasen und betrachtet den Himmel. Nur halt in Maßen. Die ganze Kreativität und der Ideenreichtum der Menschheit nutzen niemandem etwas, wenn auf Träume nicht auch Taten folgen, die Gedanken nicht zu Papier gebracht werden, die Noten nicht auf Instrumenten erklingen. Was ich euch mit diesem Essay sagen möchte: Lernt die Ruhe wieder zu schätzen. Es wird euch mit Sicherheit nicht schaden. Versprochen.

Aber wer hört schon auf einen Taugenichts?